



Zu Hause ist er hetero

Julius hat Angst, sich vor seinen Eltern zu outen. In der Uni wissen es fast alle. Über das Leben mit einem Geheimnis

M

Mit einer Decke verleugnet sich Julius zum ersten Mal. Er liegt im Bett, neben ihm ein nackter Mann. Laute Musik schallt aus dem Wohnzimmer. Rund fünfzig Studierende tanzen an diesem Abend im Sommer 2016 in seiner Zweizimmerwohnung im Dachgeschoss. Es ist die Abschiedsparty von Julius, für sein Praxissemester wird er ein halbes Jahr in eine andere Stadt ziehen. Die Gäste schwitzen, einigen klebt die Kleidung am Körper, ihre Gesichter verschwimmen im schummrigen Licht, zu viel Sangria, zu wenig frische Luft. Gegen drei Uhr klopfen ein paar Gäste an der Schlafzimmertür, sie wollen ihre Jacken holen. Julius wirft die Bettdecke über den Mann an seiner Seite. Niemand soll erfahren, dass er schwul ist – und gerade sein erstes Mal mit einem Mann hatte.

Julius ist heute 23 Jahre alt. Zwei Jahre bevor er auf die Welt kam, strich der Bundestag den Paragraphen 175 aus dem Strafgesetzbuch, der sexuelle Handlungen zwischen Männern verbot. Julius war fünf, als die Niederlande als erstes europäisches Land gleichgeschlechtliche Ehen erlaubten. Er ging in die zweite Klasse, als sich der Politiker Guido Westerwelle outete und später trotzdem Außenminister wurde. Seit drei Jahren dürfen gleichgeschlechtliche Paare nun auch in Deutschland heiraten. Homosexualität gehört zum Alltag, zumindest im *Tatort* oder in Kinofilmen wie *Call Me By Your Name*. Trotzdem werden Schwule und Lesben längst nicht von allen in Deutschland toleriert. In einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung aus dem Jahr 2019 gab etwa jeder siebte Befragte an, sich vor Homosexuellen zu ekeln.

Seine Eltern würden nicht akzeptieren, dass ihr einziger Sohn auf Männer steht, da ist sich Julius sicher. Deshalb heißen alle Personen in diesem Text anders, und auch Ortsnamen werden nicht genannt. Julius pendelt zwischen zwei Welten: In seiner Studienstadt führt er inzwischen sein echtes Leben. In seinem Heimatdorf spielt er ein anderes.

Rund 400 Einwohner, Nähe zur Schweizer Grenze, ein Gasthaus, zwei Bauernhöfe und viel Wald. An Schultagen hält hier viermal ein Bus, am Wochenende nie. Offen homosexuell ist hier nur ein Paar, und das hält sich an eine unausgesprochene Vereinbarung: Ob in der Kneipe, beim Schützenfest oder beim Feuerwehrball – küssen oder umarmen würden die Männer sich vor anderen nie.

Das Einfamilienhaus von Julius' Eltern steht am Ortseingang, bei Föhnwetter kann man die kühle Luft der Alpen riechen. Im Garten wachsen im Spätsommer Gurken, Tomaten und Kürbisse. Der Rasen ist gemäht, das Unkraut gejätet, eine Hecke schützt vor Blicken, eine Überwachungskamera soll Einbrecher abschrecken. Hier ist Julius aufgewachsen, als lang ersehnter Sohn nach drei Mädchen. Als Stammhalter soll er den Familiennamen weitertragen.

Seine Mutter kümmerte sich um die Kinder, schmierte ihnen Wurstbrote für die Schulpausen, wusch ihre Latzhosen und las ihnen Gutenachtgeschichten vor. Sein Vater arbeitete werktags als Informatiklehrer in einem Gymnasium. Samstags mussten die Kinder mit ihm in den Wald. Der Vater zeigte ihnen, wie sie Bäume fällen, zersägen und zu Brennholz spalten. »Körperlich war ich oft kurz vor einem Zusammenbruch«, sagt Julius heute. Seinen Vater um eine Pause zu bitten, habe er sich nie getraut.

Julius fürchtet, sein Outing könnte ähnlich verlaufen wie sein Eintritt in die SPD vor zwei Jahren: Als er das in die WhatsApp-Familiengruppe postete, verließ sein Vater diese. Er war zornig, weil er sich bei der CDU als Mitgliedsbeauftragter engagierte und glaubte, nicht mehr ernst genommen zu werden, wenn er es nicht mal schaffe, das eigene Kind anzuwerben. Zwar konnte Julius die Argumente verstehen, aber nicht, dass sein Vater deshalb mehrere Monate seine Nachrichten ignorierte. Seitdem glaubt er, der Vater könnte nach dem Outing nicht nur aus der WhatsApp-Gruppe austreten, sondern den Sohn auch aus der Familie ausschließen.

In Julius' Studienstadt prägen noch Pfeifengeschäfte, Goldschmieden und Porzellanateliers die Straßen, und in den Cafés auf dem Marktplatz sitzen vor allem Rentner. Aber in einigen Gassen wehen Regenbogenflaggen, eine linke Gruppe hält ein Haus besetzt, und

den Latte macchiato gibt es auch mit Hafer- oder Mandelmilch.

Seine Kommilitonen wissen, dass er homosexuell ist. »Das war nie ein Problem. Wir wohnen in einer Künstlerstadt, hier leben mehr Schwule als in anderen Städten«, sagt ein Kumpel.

Julius trägt Jeans, Lederschuhe und rote Socken, farblich auf sein Polohemd abgestimmt, eine runde Brille und Dreitagebart. Wenn er lächelt, zeichnen Grübchen seine Wangen. Gerade lächelt er nicht. Das tut er nie, wenn er über seinen Vater spricht.

»Für ihn reihe ich eine Enttäuschung an die nächste«, sagt Julius. Erst stellte sich raus, dass er nicht für die Waldarbeit gemacht ist, die sein Vater so liebt. Dann studierte er nicht Informatik, wie sein Vater, sondern entschied sich für Geisteswissenschaften. Und schließlich die Sache mit der SPD. »Für meinen Vater bin ich kein richtiger Mann.« Der Vater, so erzählt es Julius, bezeichnet Kinder im Dorf als »Dildos«, wenn er nichts von ihren Eltern hält, und kommentierte eine Diskussion um das dritte Geschlecht mit »D ist T: Divers gleich Trottel«. Seit Kurzem steht ein grüner Plastiktraktor im Büro des Vaters. Er habe erklärt: für seine Enkel, die bald kommen könnten.

**»Sex mit
einem Mann,
daran habe
ich nie
gedacht, ich
hatte mich
davor immer
in Mädchen
verknallt«**



In der Stadt, in der Julius heute lebt, ist Homosexualität alltäglich, kaum jemand stört sich daran. Im Uni-Café trifft sich Julius mit seinen Kommilitonen und Freunden manchmal zwischen Seminaren oder nach dem Mittagessen.

»Sex mit einem Mann, daran habe ich vorher nie gedacht«, sagt Julius heute über die Nacht während der Abschiedsparty in seiner Wohnung, damals im Sommer 2016. »Ich hatte mich davor doch immer in Mädchen verknallt.« Verknallt, das hieß für ihn: drei Wochen Zettelschreiben, Händchenhalten und rote Gesichter – Schulhofbeziehungen. Mit 16 hatte er einmal Sex mit einer Frau, danach nie wieder. »Ich bin höchstens bi«, habe er sich nach der Party gesagt und sein Tinder-Profil von »Frauen« auf »Frauen und Männer« umgestellt.

Die erste Person, vor der er sich outen musste, war er selbst.

»Die fünf Phasen des Trauerns kann man auf das Outing übertragen«, sagt Julius heute. »Leugnen, Zorn, Verhandeln, Depression, irgendwann Akzeptanz.« Bei ihm habe das ein halbes Jahr gedauert, in dem er sich an die Vorstellung klammerte, so leben zu können, wie es die Tradition und sein Vater verlangen: Mann plus Frau plus Kinder. Er versuchte sich abzulenken in dieser Zeit, nahm einen

zweiten Aushilfsjob an, kam nur zum Schlafen nach Hause. Doch dann sei er sich sicher gewesen. Er habe sich einen Schwulenporno angeschaut, sein Tinder-Profil auf »Männer« umgestellt und einem geschrieben. Max.

In einer Dönerbude seiner Studienstadt outete sich Julius das erste Mal, vor seiner besten Freundin Pia. Er weiß noch: Der Imbiss war leer, auf den Tischen verstaubten lila Plastikblumen, im Fernseher dudelten arabische Musikvideos.

»Ich habe ein Date«, sagte Julius. »Mit einem Mann.«

»Schön«, erwiderte Pia.

Er sei enttäuscht gewesen, dass seine beste Freundin nicht überraschter reagierte und nicht weiter nachfragte. »Wenn man es ausspricht, wird es ein Stück realer«, sagt Julius. Er sagt »es«, wenn er über seine Sexualität spricht, das Wort »schwul« wählt er selten. Vielleicht, weil viele heute lieber von »queeren« Partnerschaften sprechen, vielleicht aber auch, weil in seiner Heimat »schwul« als Schimpfwort verwendet wird.

Das erste Date mit Max dauerte zwei Tage. Sie betranken sich und hatten Sex. Ein Treffen später waren sie ein Paar.

Julius dreht sich eine Zigarette, als er von der Zeit mit Max erzählt. Es sei unglaublich schön gewesen, komplett frei zu sein von allen Erwartungen in einer anderen Stadt, sich authentisch zu geben, das erste Mal Liebe in einer Beziehung zu erfahren.

Max war für ihn ein Vorbild: Als Schwuler, der sich schon mit 18 geoutet hatte, und als Wissenschaftler, der in Literatur promoviert. Sie hörten Whitney Houston, Lady Gaga und Queen, spazierten Händchen haltend vom Bahnhof zur Wohnung, besuchten Schwulenpartys, knutschten auf der Bühne eines Clubs.

Ein Foto ist das Einzige, was in Julius' Wohnung an seine Familie erinnert. In einem schmalen Regal stehen Shakespeare, Adorno und Dürrenmatt, dazwischen die *Harry Potter*-Bände und die Bibel. Auf dem Spiegel daneben ein Sticker: »Frei im Wollen, frei im Thun, frei im Genießen.« ▶



Im ICE, mit rund 250 Kilometern pro Stunde, rast Julius einem Ort entgegen, der ihn nicht will, wie er ist. Er möchte sein Doppelleben endlich aufdecken, seinen Eltern erzählen, dass er Männer liebt.

Julius sitzt am Schreibtisch und blickt auf das Foto. Darauf ist er zu sehen und seine Schwester Marie, die vier Jahre älter ist. Beide verziehen lachend ihre Gesichter. Neben dem Foto hängt eine Postkarte von ihr, die an die gemeinsamen *Gilmore Girls*-Abende erinnert. Jede Folge jeder Staffel sahen sie früher im Fernsehen, diensttagabends, im Bett nebeneinandergekuschelt, Marie fuhr dafür extra von ihrer Studienstadt nach Hause.

»Es Marie zu erzählen war bisher das Schwerste«, sagt Julius heute. Im Frühling vor zwei Jahren besuchte ihn seine Schwester zum ersten Mal in seiner Wohnung. An ihrem

letzten gemeinsamen Morgen setzte er sich ihr gegenüber auf den abgewetzten Rattansessel vom Flohmarkt. Marie lag noch im Bett.

»Ich bin schwul. Und ich habe einen Freund.«

Marie habe sehr gelassen reagiert, erzählt Julius. Wie es weitergehen sollte, das wussten damals beide nicht. Es den Eltern erzählen? Den beiden anderen Schwestern? Der Oma?

»Ein Outing hat mehr Kraft, wenn man in einer Beziehung ist«, sagt Julius. Er sagt »man«, nie »ich«, wenn er über seine Outings spricht, macht Pausen, als bräuchte er Zeit, seine Gedanken zu greifen.

Im Mai 2017, nach fünf Monaten, trennte sich Max von Julius. Es sei ein Dienstag gewesen, daran erinnert er sich bis heute. Julius ist unsicher, ob er die Trennung verkraftet hat. Er denke noch oft an Max, sagt er. Eine Woche nach der Trennung reaktivierte er sein Profil bei PlanetRomeo. Über die App können sich Männer verabreden. Eigentlich lerne er Menschen lieber im richtigen Leben kennen, aber die Community in seiner Stadt sei so klein, dass er entweder mit seinen Dates befreundet sei oder sich der Kreis der Freunde nach einem erfolglosen Treffen rasch verkleinere.



W

enn Julius langweilig ist oder er sich einsam fühlt, flüchtet er sich in die Welt der Matches. Wie an einem Abend, als er mal wieder seine Eltern in seinem Heimatdorf besuchte. Julius weiß noch: Er lag in dem Zimmer, in dem er aufgewachsen geworden war. Nichts erinnerte mehr daran: zwei Schränke, ein Bett, ein Schreibtisch.

Er öffnete die App. Auf dem Bildschirm seines Handys erschienen viele nackte Oberkörper, geordnet nach Entfernung.

1,73 Meter groß, 80 Kilogramm schwer, mag Kunst, Musik und Literatur, sucht eine Beziehung oder schnellen Sex, hieß es in seinem Profil. Dazu sechs Bilder: mal lachend, mal ernst, mal im Museum, mal im Urlaub mit Freunden.

»Hey, hast du Interesse?«, schrieb einer der nackten Oberkörper, in dessen Profil stand »Sex, Sex, Sex, Sex, Sex, Sex«.

Er schreibe nur mit Männern, deren Gesicht er sehen könne, erwiderte Julius.

Der Oberkörper schickte eines dieser Spiegel-Selfies, auf denen der Blitz das Gesicht überstrahlt. Julius war genervt.

»Hast du kein besseres?«, tippte er. Der Oberkörper schickte ein zweites Bild.

Den dunkelhaarigen Mann auf dem Foto kannte Julius seit mehr als zehn Jahren. Es war Sven. Er wohnte nicht weit entfernt. Bisher kannte Julius Sven nur als Hetero – und umgekehrt war es genauso.

Nach ein paar Minuten sprach Julius ihn im Chat mit Namen an. Sven reagierte panisch: »Du darfst es niemandem erzählen!«, schrieb er. Treffen wollte er Julius trotzdem. Sie verabredeten sich für einige Tage später.

Er gehe mit Schulfreunden ein Bier trinken, sagte Julius seiner Familie, als er das Haus verließ. Mit dem Auto fuhr er auf den Parkplatz eines Supermarkts. Dort holte ihn Sven ab, eine Vorsichtsmaßnahme. Niemand sollte etwas mitbekommen.

Svens Hände auf dem Lenkrad zitterten. Sie fuhren im Dunkeln durch den Wald zu Svens Wohnung. Das Bett war frisch bezogen, rot-weiß kariert, die vier Kissen aufgeschüttelt, Landhaus-Stil. Julius und Sven

hatten etwa eine halbe Stunde lang Sex. Danach brachte Sven ihn wieder zurück zum Parkplatz.

Julius fuhr noch eine gute Stunde lang durch die Gegend, trotzdem war seine Schwester etwas überrascht, als er zurückkam: Das sei ja ein schnelles Bier gewesen. Auch wenn Marie wusste, dass er schwul ist: Seine Verabredung zum Sex war Julius peinlich.

Sven war nur einer von zwölf Männern, mit denen sich Julius in diesem Sommer traf. Irgendwann merkte er, dass die Körper für ihn austauschbar waren. »Ich habe Sex mit dem verwechselt, was ich eigentlich suchte: Akzeptanz und Selbstbestätigung«, sagt Julius heute.

Mit rund 250 Kilometern pro Stunde rast Julius im ICE einem Ort entgegen, von dem er glaubt, dass der ihn nicht will, wie er ist. Lederschuhe und Polohemd hat er gegen Sneakers und Pullover getauscht. Der Zug ist klimatisiert, Julius schwitzt trotzdem. Eigentlich wollte er an einem Vortrag für die Uni arbeiten, stattdessen schaut er aus dem Fenster: Weite, Weinberge, irgendwann Wald. Später wird er sagen: »Ich konnte mich während der Fahrt nicht konzentrieren.«

Mit jedem Menschen, vor dem Julius sich outete, seien sein Mut und sein Selbstvertrauen gewachsen, sagt er. Julius will sich jetzt endlich auch seiner Familie öffnen. Soll er es ihnen sagen, wenn sie alle zusammensitzen? Oder jedem Familienmitglied einzeln? Und wann? Kurz bevor er geht? Vielleicht auf dem Weg zum Bahnhof?

Ihre Reaktionen habe er sich schon oft ausgemalt. »Meine Mutter wird weinen. Aber wenn sie sieht, dass es mir gut geht, wird sie das irgendwie akzeptieren.« Was sein Vater sagen werde, könne er nicht einschätzen, sagt Julius. Vielleicht könne er seine Einstellung gegenüber Schwulen ändern. »So viel Anstand bringt man seinen Kindern gegenüber doch auf.«

Im Bordbistro kauft sich Julius eine Cola, geht auf Toilette, vertritt sich die Beine auf dem Gang. Irgendwas tun, nur nicht ▶

Mit jedem Menschen, vor dem er sich outete, sei sein Mut gewachsen, so Julius



Wälder prägen die Heimat von Julius. Früher musste er seinem Vater bei der Waldarbeit helfen. Heute schätzt er die Ruhe im Wald.

Hinter der Geschichte

Wie recherchiert man eine Geschichte, wenn das Umfeld des Protagonisten nichts davon erfahren darf? Vor dieser Herausforderung standen unsere Autorin Theresa Tröndle und die Fotografin Nerea Lakuntza im Heimatdorf von Julius. Möglich war es nur, weil die Autorin eine seiner Schwestern kennt und ihn unter dem Vorwand, mit ihr Kaffee zu trinken, in seinem Elternhaus besuchen konnte. In Julius' Studienstadt trafen sie sich mehrmals, das war einfacher. Die Fotografin hat die Fotos mit Acrylfarbe übermalt, damit Julius nicht erkannt wird.

sitzen. Sechs Stunden, drei Umstiege und zwei Zigaretten später verleugnet er sich wieder.

Seine Mutter wartet am Bahnhof auf ihn. Er zuckt kurz zusammen, als sie ihn umarmt, als sei sie eine Fremde. Dann heben sich seine Mundwinkel – zu wenig, um ehrlich zu lächeln. Sie sei extra früh losgefahren, damit er am Bahnhof nicht in der Kälte rumstehen müsse, sagt die Mutter. Sie erzählt von ihrer Hüftoperation, von jemandem, der im Nachbarort vom Dach gefallen sei und dass es Kürbissuppe und Schweinefilet mit Spätzle gebe. Seine Mutter zelebriert seine Rückkehr jedes Mal: Sie kocht sein Lieblingsessen, kauft frische Wurst beim Dorfmetzger und füllt den Kühlschrank mit Monte-Pudding, den er als Kind mochte.

Nach zehn Minuten ihre erste Frage:

»Hast du das Praktikum verdaut?«

»Ja. Langsam.«

»War schon stressig, oder?«

»Eigentlich ganz okay.«

Die längste Antwort bekommt sie, als sie fragt, wann sein Zug wieder fährt.

Im Auto trennt kein halber Meter Mutter und Sohn. Sie sehnt sich wahrscheinlich nach Zuneigung von ihrem Kind. Julius wünscht sich jemanden, der ihn annimmt, wie er ist. Doch ihre Angst verhindert, dass beide ehrlich miteinander sprechen. Sie meidet die Frage, wieso er so distanziert ist. Er fürchtet, sich zu öffnen. Etwa 20 Minuten lang tauschen sie nur Belanglosigkeiten aus, dann kommen sie zu Hause an.

Die Begegnungen mit seinem Vater verlaufen immer ähnlich: Erst wenn die Mutter ihn darum bittet, geht Julius zu ihm. Der Vater geht nie als Erstes auf seinen Sohn zu. Auch sonst verkörpert er das Stereotyp des konservativen Mannes: Sakko und Hemd, stamtmischer Bauch, militärischer Satzbau ohne Höflichkeit.

Ein paar Tage später sitzt Julius im Wintergarten und erzählt von der Zeit mit seinen Eltern: In den Gesprächen führe sein Vater das Wort und unterbreche jeden, dessen Erzählungen ihn nicht interessierten. Nach dem Filet mit Spätzle wasche seine Mutter ab, sein Vater lege sich auf die Couch im Wohnzimmer.

Morgen wird ihn seine Mutter zum Bahnhof bringen, er wird zurück in seine Dachgeschosswohnung fahren. Julius hat es wieder nicht geschafft, sich seinen Eltern zu öffnen.

Beim nächsten Mal. Ganz bestimmt. ♦